

Prof. Dr. Thomas Klie

Predigt an Gründonnerstag 2017 in der Universitätskirche Rostock

Liebe Gemeinde,

der Schriftsteller und Pfarrer Kurt Marti ist am 11. Februar 96-jährig in Bern gestorben. Ich möchte an ihn erinnern und eine seiner wunderbaren Erzählungen vortragen: Der Fürst.¹

Wenn ich mich recht erinnere – nur erinnert man selten, ohne dass wie von selbst Erfindung mit unterläuft –: wenn ich mich recht erinnere, bemerkte ich den Fremden erst, als ich anstelle der vorher zahlreichen Predigtgänger zum Abendmahl nur noch verstreut in den Bankreihen sitzende, dadurch erkennbare gewordene Einzelpersonen vor mir sah, jede auf ihre eigene Weise geöffnet oder in sich gekehrt, manche mit der geübten Sicherheit derer, die allzu gut wussten, was jetzt dann, wie immer, geschehen würde.

Mit einer Art heiterer Grandezza saß er in der vordersten Bank. Im langen, dunklen Überwurf südländischen Schnitts; ein fürstlicher Überwurf sozusagen, – oder fürstlich der, der ihn trug. Um genau zu sein: Noch ehe mir dieser Überwurf auffiel, fühlte ich seinen Blick – nicht zu dringlich zwar, nicht unangenehm – einen bei aller Gelassenheit unbeirrbar Blick, der als Magnet auf mich wirkte. Ich sah zu ihm hin, sah in zwei dunkle Augen, wie lächelnd und ohne hypnotischen Zwang auf mich gerichtet. Schwarzes Haar, ein bartloses Gesicht, das wirkte, als wäre es schön geschnitten. Er saß leicht zurückgelehnt, die Beine mit Grazie übereinander geschlagen, den einen Arm – oder beide? – flach auf die Banklehne gelegt.

So folgte er meinen Worten, nachher den Bewegungen meiner Hände, die die vorge-schnittenen Stangen des Brotes zerbrachen, die Brocken verteilten, wie immer. Er irritierte mich: Wer war das? Wo kam er wohl her? Was wollte er hier?

Allein in der vordersten Bank sitzend, hätte er als erster zum Abendmahlstisch kommen können, war jedoch sitzen geblieben, ohne dem einladenden Kopfnicken des Abendmahlshelfers Beachtung zu schenken, hinter ihm, so dass dieser zur zweiten Bank, hinter ihm, trat, worauf sich dort die Leute erhoben, aus der Bankreihe in den Mittelgang traten, um von da an den Tisch zu kommen. Warum war der Fremde hier, wenn er nicht herzutreten wollte, um wie die anderen Brot und Wein zu empfangen? Hätte er sich nur ansehen wollen, wie wir hier das Abendmahl zu begehen pflegen, würde er sich dann zuvorderst hingesetzt haben? Ich wurde unaufmerksam, zerstreut. Sollte er etwas im Schilde führen, mit einem Mal aufstehen vielleicht, um mit souveräner Geste das Abendmahl als nichtig, als irrelevant, als Leerform – es für vollkommen überflüssig zu erklären? – Alles wickelte sich zwar so gemessen, so feierlich und friedlich ab wie immer. Vielleicht aber glaubte er gerade dieses „wie immer“ durchschaut zu haben und entlarven zu können: ein Fanatiker des Absoluten, der die glanzlose Selbstverständlichkeit, mit der wir rituell agierten und konsumierten, festlich und laut zu verkünden. So viel gesammelter Überlegenheit war jedenfalls nicht zu trauen.

Seine Anwesenheit in der vordersten Reihe irritierte mich, zumal ich wusste, dass sein Protest – oder was es sonst sein würde – mich hilflos gefunden hätte. Ich wäre kaum fähig gewesen, ihm mit kurzen, weil überzeugenden Worten entgegenzutreten.

Eine schwache Position, das fühlte ich nur zu gut. In solchen Situationen taugen differenzierte Argumente nichts. Sah ich dann flüchtig zu ihm hin, so verriet seine Haltung allerdings keinerlei Drohung. Gesammelt saß er, wenn auch entspannt, fast lässig mit seinem Lächeln. Ein Fremder, in den man sich nicht einfühlen kann. Erst recht nicht, weil er ohne die übliche Unsicherheit Fremder zu sein schien, strahlte er doch Souveränität aus. Und dieses sozusagen

¹ Kurt Marti, Der Fürst, aus: Geschichten zum Nachdenken, Kaiser/Grünwald, 1984, S. 194f.

apokalyptische Lächeln!

Möglicherweise verstand er kein Deutsch. Hatte somit nichts begriffen von allem, was gesagt (und gesungen) worden war. Vielleicht versuchte er, sich Gesten und Dinge desto genauer einzuprägen: Kelch, Brot, Wein, Austeilung. Und er erschien dabei so unverbraucht fasziniert. Als wäre er unverhofft Zeuge des ersten Abendmahls geworden.

Die letzten Leute traten an den Altartisch, aßen ihr Brot, verteilten sich nach links oder rechts, um von einem der Kirchengemeinderäte den Becher zu nehmen, zu trinken. Sonnenlicht fiel jetzt schräg durch die Fenster, füllte die vorher dämmrige Kirche mit Glanz. Ich nahm es als Zeichen, dass sich auch dieses Mal alles wie immer – gesegnet sei dieses „wie immer“ – zum guten Abschluss runden sollte. Alle waren zu ihren Plätzen zurückgekehrt. Ich legte die angebrochene Brotstange zu den anderen, nicht mehr gebrauchten.

Da, auf einmal erhob er sich. Ich erschrak. Er schritt vor den Tisch, blieb stehen, breitete die Arme fast waagrecht aus, vielleicht um seinen Überwurf in den Rücken zu drängen, ich weiß nicht. Hinterher denke ich: ein bühnenreifer Auftritt!

Die Arme ausgebreitet stand er lächelnd vor mir, ein Fürst. Ich nahm wiederum eine Brotstange auf, brach ein Stück ab, reichte es ihm. Er senkte die Arme, empfing das Brot führte den Bissen zum Mund, aß ruhig, aß eine Ewigkeit lang. Dann, anstatt seitwärts zu einem der Kelchhalter zu gehen, streckte er mir beide Hände wieder geöffnet hin. Ich hatte das Brot schon zurückgelegt und sah ihn ratlos an. Meine Arme hingen schlaff, doch mein Kopf bewegte sich, zeigte in Richtung des Kelchhalters rechts. Umsonst. Lächelnd blieb er stehen, machte mit den wartenden, offenen Händen seinerseits eine Bewegung, die ich nicht begriff, so dass er leise sagte: „Noch mehr! Alles!“.

Ich fühlte die Blicke der Gemeinde, die aufmerksam geworden war. Nicht im geringsten verlegen oder unterwürfig, mit höflicher Nachsicht sagte er jetzt: „Ich habe Hunger!“ Begann ich zu begreifen? Ich weiß es nicht mehr. Ich hörte mich stammeln: „Nicht hier, nachher.“ Er lächelte, zögerte, so dass ich schon entsetzt zu überlegen begann: Er kann doch nicht stehenbleiben und hier, vor versammelter Gemeinde, alles Brot – es war noch reichlich vorhanden – aufessen oder sich seelenruhig in die Taschen stopfen wollen!

Auch sah ich nun, dass der Überwurf franste, die Kleidung schäbig und sein Gesicht älter war, als mir geschienen hatte. Die Haltung blieb freilich unveränderlich die eines Fürsten, souverän und verwirrend. Ich spürte, wie mich die Seitenblicke der Kelchträger diskret befragten, ob sie noch bleiben oder die Becher auf den Tisch zurückbringen sollten. „Nachher“, bat ich den Fürsten noch einmal. Er lächelte und bekreuzigte sich unvermittelt. Dann ging er zum Kelchhalter rechts, ergriff den Becher und trank ihn, ohne nur einmal abzusetzen, leer, man sah es genau. Danach bekreuzigte er sich ein zweites Mal. Die Gemeinde, so schien mir, hielt den Atem an. Gleichmütig schritt er zur ersten Bank zurück.

Nachher, im Vorraum der Kirche, als sich die Leute verlaufen hatten, gab ihm der Küster das übriggebliebene Brot, in ein Papier gewickelt, dazu noch ein fast volle Flasche Abendmahlswein. Der Fürst ließ sich weiter auf kein Gespräch ein. Er nahm das Brot, die Flasche, steckte sie in die Seitentasche des Überwurfs, dankte freundlich und ging.

Liebe Gemeinde,

hat sich hier unvermittelt ein Christus eingestellt? Gewissermaßen real präsent gemacht?

Ist hier das geschehen, was wir dogmatisch für wahr halten, dem wir aber sonst keine wirkliche Realität zutrauen?

Aber wenn hier jemand zu seiner eigenen Henkersmahlzeit kommt – wer ist dann der Gebende, wer der Empfangende?

Die Grenzen verwischen sich hier unmerklich. Da ist jemand ganz da. Vielleicht mit größerer Intensität als all diejenigen, die sich liturgisch korrekt verhalten.

In solchen dichten Momenten wird belanglos, ob die Gemeinde befremdet schaut oder der Pfarrer ins Schwitzen kommt. „Denn Gott“ – so weiß es Martin Luther – „tut oft durch geringe Heilige, was er durch große Heilige nicht tut.“

Es sind wohl diese geringen Heiligen, diese Menschen von höchster Präsenz, in denen uns Gott zeigt, dass er seinen Geist von uns nicht gemessen haben will. Weil es in dieser Gegenwart kein Ansehen der Person gibt, wenn die Zeit zum Kairos neigt.²

Nicht vergessen sollen wir das. Bei der heiligen Tischgemeinschaft an eigenes zurückdenken, dabei Christus gewahr werden und sich als Gemeinschaft vorfinden – all das soll man tun „zu seinem Gedächtnis“. Auch wenn es die Umstände erschweren. Auch auf die Gefahr hin, dass da jemand Unwürdiges „seinen Bissen mit mir in die Schüssel taucht“. Die wahren Judasse kann nur Gott von den Fürsten unterscheiden.

Jede Abendmahlsgemeinschaft ist insofern immer eine Gemeinschaft von fehlbaren Christen. Und Gott sei Dank ist das heilige Essen nicht abhängig von der Qualität derer, die sich da zusammenfinden. Geht es doch zurück auf den, der sein Leben gegeben hat für die „Vielen“. Im Abendmahl der christlichen Gemeinde tritt eine Gemeinschaft in Erscheinung, in der Schuld nicht mehr belastend und zerbrechend wirkt, sondern vergeben ist! Das ist es, was Christus uns schmackhaft macht – in Brot und Wein.

Amen

² Zitiert nach N. Slenczka, GPM, Heft 1; 4/2002, S.121.